



Papst-Besuch 1983 in Managua*: „Willkommen im freien Nicaragua, dank Gott und der Revolution!“

AP

Kampf gegen die Kirche der Armen

Johannes Paul II. wird als Januskopf in die Geschichte eingehen: Er beschleunigte nicht nur den Untergang des Kommunismus – er erstickte auch den Versuch lateinamerikanischer Bischöfe und Priester, das uralte Bündnis zwischen ihrer Institution und den Reichen zu sprengen.

Der März ist heiß in Nicaragua, oft klettert das Thermometer auf 40 Grad Celsius im Schatten. Doch für die Hunderttausenden, die sich am Nachmittag des 5. März 1983 im Zentrum der Hauptstadt Managua drängen, gibt es keinen Schatten. Es ist die größte Massenversammlung in der Geschichte des Landes.

Auf dem „Platz des 19. Juli“, benannt nach dem knapp vier Jahre zurückliegenden Siegestag der Volkserhebung gegen den Diktator Anastasio Somoza, fließt der Schweiß in Strömen. Die festliche Stimmung der Menschen, die aus allen Ecken des bitterarmen Landes zusammengekommen sind und oft seit dem Morgen

ausharren, leidet darunter nicht. Auf überfüllten Lastwagen sind die meisten auch aus den abgelegensten Orten hergerattert.

Papst Johannes Paul II. kommt, und sein Besuch wird als Festtag begangen: Zivile und militärische Behörden haben gemeinsam mit Priestern kostenlose Massentransporte organisiert. Die Regierung der „Frente Sandinista“ muss den konservativen Papst nicht fürchten: Die große Mehrzahl der katholischen Nicaraguaner steht noch immer fest zur Revolution (was ein Jahr später bei freien Wahlen eine Zweidrittelmehrheit bestätigen wird).

Von denen auf dem Platz sind nicht wenige tagelang unterwegs gewesen. Die meisten erwarten viel vom Papst. Er soll wie Christus für die Armen Partei ergreifen und mit ihnen die Überwindung einer verhassten Diktatur feiern, an der so vie-

le gläubige Christen führend mitgewirkt haben – nicht zufällig bekleideten fünf Priester Regierungsämter.

Er soll den gegenrevolutionären Krieg der von den USA finanzierten und bewaffneten „Contras“ verurteilen – am Vorabend des Besuches hat auf demselben „Platz des 19. Juli“ die Trauerfeier für 17 Schüler stattgefunden, die beim ersten großen Contra-Angriff getötet worden sind. Der Papst soll die Familien der Opfer trösten und seine moralische Autorität für den Frieden einsetzen.

Ihr Papst und ihre Revolution gehören einfach zusammen. Das glauben, das hoffen sie jedenfalls.

„Willkommen im freien Nicaragua, dank Gott und der Revolution.“ So steht es auf einem großen Transparent, das Karol Wojtyła schon auf dem Flughafen begrüßt.

* Abgebildeter Transparent-Text: „Nach 20 Jahren Kampf schwören wir, den Sieg zu verteidigen!“

Ausgerechnet ihn, den Erzfeind des Kommunismus, für den Nicaragua ein zweites Polen und Revolution nur ein anderes Wort für Gottlosigkeit ist. Eine Revolution mit himmlischem Segen, getragen von der überwiegend katholischen Mehrheit? Das liegt für den Mann aus Polen außerhalb jeder Vorstellungskraft.

Mit strenger Miene nimmt der Papst das Begrüßungsprotokoll zur Kenntnis. Dann geht er auf die Reihe der zum Empfang angetretenen Minister zu. Ernesto Cardenal, der populäre Priester, bekannte Poet und Kulturminister der Revolution, nimmt ehrerbietig die Baskenmütze ab, die sein Wahrzeichen ist. Er kniet nieder, um den Ring des Papstes zu küssen. Der aber entzieht ihm die Hand, schwingt den Zeigefinger wie einen Stock und fordert den Knienden barsch auf, vom Ministertag zu lassen: „Sie müssen Ihre Situation in Ordnung bringen.“

Das Foto der berühmten Szene symbolisiert wie kein anderes den Abgrund zwischen Johannes Paul II. und den rebellischen Katholiken Lateinamerikas.

In Managua kommt es, wie es kommen muss: Die Messe des Papstes unter freiem Himmel gerät zum Desaster. Eine genaue und lebendige Schilderung findet sich im dritten Band der Erinnerungen von Ernesto Cardenal. Der Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels (1980) hat sie

kürzlich unter dem Titel „Im Herzen der Revolution“ veröffentlicht*:

„Das Thema der päpstlichen Predigt war die Einheit der Kirche, was einen Angriff auf die sogenannte Volkskirche oder auch Parallelkirche darstellte: Die revolutionären Christen wurden angeklagt, diese Einheit zerstören zu wollen ... Wenn man die Filmaufnahmen von der Messe sieht, kann man feststellen, dass es bei der Mehrheit auf dem Platz einen allmählichen Wandel gibt: Zuerst hören sie auf zu applaudieren, später protestieren sie immer mehr, in dem Maße wie sie merken, dass der Papst, als er von der Einheit der Kirche spricht, gegen die Revolution wettert und gegen die Christen und Priester der Revolution.“

Vergebens bitten die Mütter der 17 getöteten Jugendlichen den Papst um ein Gebet für ihre Kinder, vergebens wartet die Menge auf ein Wort gegen den Contra-Krieg. „Queremos la paz!“, schallt es ihm bald entgegen, „Wir wollen Frieden!“ „Silencio!“, donnert der Nachfolger Petri mehrfach ins Mikrofon. Kaum gelingt es ihm am Ende noch, den päpstlichen Segen zu erteilen, während auf dem Platz des 19. Juli bereits die sandinistische Hymne erklingt. Fluchtartig bricht Johannes Paul II. zum Weiterflug auf.

„Der Papst kam nach Nicaragua, um die Revolution zu destabilisieren“, resümiert Cardenal. „Aber da das Volk seine Revolution verteidigte und den Papst zurückwies, ging die Nachricht von ‚der Beleidigung, die dem Papst in Nicaragua zugefügt wurde‘, um die Welt. Zum ersten Mal in der modernen Geschichte war der Papst von einer Menschenmenge so gedemütigt worden.“

Der Zusammenprall zwischen dem Oberhaupt der katholischen Christenheit und einem kleinen mittelamerikanischen Volk kam nicht aus heiterem Himmel. In ihm offenbarte sich ein innerer Widerspruch der katholischen Kirche. Der hatte zwar schon lange geschwelt, bevor Johannes Paul II. 1978 sein Pontifikat antrat. Aber der neue Papst verschärfte ihn deutlich.

Sein Ursprung war die Dynamik, die von den Diskussionen und Beschlüssen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962 bis 1965) entfesselt wurde. Dieses Konzil in Rom sollte nichts weniger als eine Generalreform der katholischen Kirche in die

Wege leiten. Es war von Papst Johannes XXIII. einberufen und unter seinem Nachfolger Paul VI. beendet worden.

Das Erste Vatikanische Konzil hatte 1870 mit der Verkündung der päpstlichen Unfehlbarkeit die Bunkermentalität einer hierarchisch gleichsam luftdicht von der Moderne abgeschlossenen Kirche auf die Spitze getrieben. Ein Jahrhundert später riss nun das Zweite programmatisch viele Türen und Fenster der Kirche zur sozialen Wirklichkeit und zur außereuropäischen Welt auf: Es riskierte die Auslüftung uralter Dogmen. An die Stelle des Lateinischen trat bei der Messe die jeweilige Muttersprache der Gläubigen – ein Bruch mit einer mehr als 1500 Jahre alten Tradition. Die Distanz zwischen Klerus und Laien sollte verringert, der Dialog dem Dekret vorgezogen werden. Es galt, die vielen eigenständigen Kulturen innerhalb des Weltkatholizismus gebührend zu achten.

Nicht zuletzt sollte die kirchliche Solidarität mit mehr als einer Milliarde von Armen in der Dritten Welt, unter ihnen die Mehrheit der Katholiken, zentrale Bedeutung erhalten. Das betraf besonders den von sozialen Gegensätzen, Massenarmut, Analphabetismus und Diktaturen geprägten Erdteil Lateinamerika.

Aus dieser sozialen Wirklichkeit zog während des Zweiten Vatikanischen Konzils eine Gruppe von Bischöfen aus Europa, Afrika und Lateinamerika eine eigene Konsequenz. Um ihre Kirche aus dem Geist des Urchristentums zu erneuern, konstituierten sie sich als „Kirche der Armen“. In der Domitilla-Katakomben von Rom schlossen im November 1965 einige Dutzend Bischöfe den „Pakt der Katakomben“. Unter anderem gelobten sie, „so zu leben, wie unsere Leute normalerweise leben“ und „allen scheinbaren und realen Reichtum“ abzulegen. Sie erklärten den Verzicht auf Titel, „die soziales Prestige oder Macht zum Ausdruck bringen (Eminenz, Exzellenz etc.)“ und verpflichteten sich auf eine „andere Sozialordnung“, die menschenwürdig sein sollte.

Jeder Punkt dieses Programms einer Volkskirche enthielt einen Sprengsatz gegen die traditionelle Amtskirche. Und das erklärte Ziel einer „anderen Sozialordnung“ bedeutete, dass im Schoß der katholischen Kirche eine Bewegung heranwuchs, deren radikalreformistischer Geist sozialrevolutionäre Züge annahm.

An die Stichworte des Konzils knüpfte die Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe an, die 1968 im kolumbianischen Medellín zusammentrat. Seit der Kolonisierung des Kontinents hatte die Kirche die soziale Wirklichkeit als gottgegeben hingenommen und war mit der jeweiligen Staatsgewalt, mit den Reichen und Mächtigen im Bund gewesen.

Dieses fast 500 Jahre alte Bündnis wurde in Medellín aufgekündigt. Das Elend



FELICI / GAMMA / STUDIO X

Johannes Paul II., Priester Cardenal in Managua 1983
Abkanzelung des Befreiungstheologen

* Ernesto Cardenal: „Im Herzen der Revolution“. Aus dem nicaraguanischen Spanisch von Lutz Kliche. Peter Hammer Verlag, Wuppertal; 304 Seiten; 25 Euro.



PASTELLI

Johannes Paul II. (M.) 1980 im Elendsviertel Vidigal von Rio de Janeiro: „Eine Ungerechtigkeit, die zum Himmel schreit“

als Massenerscheinung sei „eine Ungerechtigkeit, die zum Himmel schreit“, erklärten die Bischöfe und forderten „eine echte und dringende Reform der Agrarstruktur und Agrarpolitik“. In Medellín entstand die Formel von der „strukturellen Gewalt“, die Lateinamerika prägte. Mit gutem Grund ist diese Konferenz in die Geschichte eingegangen als Geburtsstunde einer lateinamerikanischen Kirche im eigentlichen Sinn des Wortes.

Im Jahrzehnt, das bis zum Beginn des Pontifikats von Johannes Paul II. folgte, spitzten sich Lateinamerikas Probleme zu. Brasilien hatte schon seit 1964 eine Generalsdiktatur, Militärputsche in Chile und Uruguay (1973) und Argentinien (1976) folgten. Die Menschenrechte und alle Ansätze zu demokratischen und sozialen Strukturereformen wurden niedergewalzt. Die entwicklungspolitische Idee kontinuierlicher Aufwärtsentwicklung erwies sich zunehmend als leere Hoffnung.

Auf diese bittere Einsicht reagierte der peruanische Priester Gustavo Gutiérrez 1971 mit seinem Buch „Theologie der Befreiung“: Statt einer illusionären Entwicklung innerhalb der bestehenden Strukturen von Großgrundbesitz und kapitalistischem Weltmarkt erklärte er die Befreiung von ihnen zum Ziel.

Die „Kirche der Armen“, die sich in Basisgemeinden („comunidades de base“) über den ganzen Kontinent ausbreitete, hatte ihr Fundament gefunden: eine authentisch lateinamerikanische Theologie, derzufolge das „richtige (Glaubens-)Handeln“ („Orthopraxis“) wichtiger war als die „richtige Lehre“ („Orthodoxie“).

Auch ein weiterer Befreiungstheologe, der brasilianische Franziskaner Leonardo Boff, betonte die lateinamerikanische Skepsis gegenüber der aus Europa importierten Orthodoxie: Nicht die Kirche, sondern der Mensch müsse im Mittelpunkt des Glaubens stehen.

Karol Wojtyła, der Krakauer Kardinal, der sich zur Verblüffung der Welt 1978 in Johannes Paul II. verwandelte, sah in solchen Lehren eine gefährliche Ketzerei, ja die Drohung einer Kirchenspaltung. Mit allen Mitteln, die dem Oberhaupt des Katholizismus zu Gebote standen, stemmte er sich gegen die Kirche der Armen und gegen die Befreiungstheologie.

Denn seine Vorstellung des Verhältnisses von Kirche, Gesellschaft und Staat war ein für alle Mal von der Geschichte seines Heimatlandes Polen geprägt. Dort identifizierte sich die Nation über Jahrhunderte mit dem Katholizismus. Er war in langen Perioden der Fremdherrschaft ihre wichtigste Zuflucht – zuletzt in den sowjetisch geprägten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Inmitten der atheistischen Staatsideologie behauptete sich die katholische Kirche Polens, weil sie wie ein hierarchischer Staat im Staat, wie eine absolute Monarchie funktionierte: Der Klerus forderte und bekam die totale Loyalität der Gläubigen. Nirgendwo in der katholischen Welt gebot die Kirche über eine vergleichbare Macht wie in Polen.

Alle Verfolgungen, davon war Karol Wojtyła überzeugt, hatte sie deshalb überlebt, weil sie stets mit einer einzigen Stimme gesprochen hatte. Als er nach Rom berufen wurde, suchte er darum sein Heil in der Verteidigung der Amtskirche und

ihrer Hierarchie gegen alle Anfechtungen einer von unten wachsenden Volkskirche.

Die amerikanische Katholikin Penny Lernoux hat der „Kirche der Armen“ und der Rolle von Johannes Paul II. ihr hervorragend recherchiertes Buch „People of God. The Struggle for World Catholicism“ gewidmet. „Die große Tragödie dieses Pontifikates“, schreibt sie, „liegt darin: Indem der Papst versuchte, den Katholizismus nach einem autoritären polnischen Modell zu formen, setzte er eine Gegenreformation in genau dem Augenblick in Gang, in dem die Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils Anlauf zum Sprung in eine Glaubenspraxis genommen hat, die der Herausforderung des dritten Jahrtausends gewachsen ist.“

Von heute auf morgen war diese Gegenreformation nicht zu bewerkstelligen. Sie erforderte nicht nur Entschlossenheit und eine starke Hand, sondern auch Beharrlichkeit und eine gewisse diplomatische Erfahrung. Alle diese Eigenschaften besaß Johannes Paul II.

Wenige Monate nach Beginn seines Pontifikats unternahm er die erste seiner vielen Auslandsreisen – nicht zufällig auf jenen Kontinent, in dem inzwischen die meisten Katholiken lebten. Der Hauptanlass war 1979 die Bischofskonferenz im mexikanischen Puebla, die ein Jahrzehnt nach jener von Medellín stattfand. Sie bekräftigte die Linie von Medellín: eine grundsätzliche Neuorientierung der katholischen Kirche in Lateinamerika mit ihrer „Option für die Armen“.

Die soziale Lage der Bevölkerungsmehrheit hatte sich weiter verschlechtert, Guerilla-Bewegungen verzeichneten in



ERIC BRISSAUD / GAMMA / STUDIO X

Katholiken Oberhaupt, Diktator Augusto Pinochet 1987 in Chile: „Hüten Sie sich vor dem Kommunismus!“

vielen Ländern Zulauf, der Halbkontinent war im Aufruhr. Immer häufiger wurden auch sozial engagierte Geistliche zu Opfern militärischer oder paramilitärischer Gewalt. Nur wenige von ihnen griffen selbst zur Waffe wie der Kolumbianer Camilo Torres, der als Priester der Guerilla fiel. Den meisten schwebte vage ein urchristlich-utopischer Sozialismus vor.

Die Praxis der Befreiungstheologie war im Wesentlichen defensiv, nicht offensiv; sie befürwortete nicht die gewaltsame Revolution, schon gar nicht das autoritäre Modell des „realen Sozialismus“, sondern aktive Gewaltfreiheit. Ein Spezialfall war Nicaragua, wo die breite Mehrheit der katholischen Bevölkerung den Volksaufstand auch mit Waffen zum Sieg trug.

Um zur Zielscheibe paramilitärischer Banden zu werden, musste man beileibe kein theologischer Revolutionär sein, wie der tragische Fall des Salvadorianers Oscar Romero zeigte. Der war als ausgesprochen konservativer Kirchenmann bekannt, als er 1977 Erzbischof von San Salvador wurde. Doch kaum ernannt, musste er Messen für Landarbeiter und Priester lesen, die den Killerkommandos der herrschenden Oligarchie zum Opfer gefallen waren. Rapide wandelte er sich zu einem so stimmungsgewaltigen Schirmherrn der Armen, die ihn verehrten, dass er 1980 bei einer Messe am Altar erschossen wurde.

In den Augen Johannes Pauls II. aber waren die Kirche der Armen und die Theologie der Befreiung zur akuten Bedrohung der römischen Hoheit über die Weltkirche geworden. Und das unbeugsame Eintreten eines Oscar Romero für soziale Gerechtigkeit und elementare

Menschenrechte lief für ihn unweigerlich auf Kommunismus als diktatorische Funktionärsherrschaft hinaus. So warnte der Pole den Mann aus El Salvador bei einer Vatikan-Begegnung im Jahr vor dessen Tod vor dem falschen Feind: „Hüten Sie sich vor dem Kommunismus!“

Johannes Paul II. begann nach seinem Amtsantritt, progressive Bischöfe durch konservative und manchmal fundamentalistische Nachfolger zu ersetzen. Bis zu seiner ersten Lateinamerika-Reise von 1979 blieb zu wenig Zeit, als dass die neue Personalpolitik sich hätte auswirken können; einen Frontalangriff auf die tiefverwurzelte Kirche der Armen konnte er noch nicht riskieren. Um der Forderung nach Befreiung die Spitze abzubrechen, setzte er sich rhetorisch an die Spitze der Befreier: Die Kirche müsse die Befreiung „im vollständigen und tiefen Sinn verkünden“, erklärte er vor der Bischofskonferenz von Puebla: Als „Befreiung von der Sünde und vom Bösen“.

Während die Kirche in seiner Heimat Polen mit massiver Unterstützung des Papstes zur gleichen Zeit eine eminent politische Rolle spielte, wandte er sich gegen jedes politisch-soziale Engagement der Religion in Lateinamerika. Wenn er sein Plädoyer für Sozialreformen in Lateinamerika ernst meine, hielten ihm seine Kritiker vor, könne er der Kirche des Kontinents nicht Rechte absprechen, die er für Polen mit gutem Grund reklamiere.

Beim Kampf gegen die rebellischen Lateinamerikaner war der deutsche Kardinal Joseph Ratzinger die rechte Hand des Papstes. Dieser brillante, aber eurozentrisch und erkonservativ denkende Theo-

loge wurde 1981 von Johannes Paul II. als Gleichgesinnter an die Spitze der vatikanischen Glaubenskongregation – der ehemaligen Inquisitionsbehörde – berufen.

Kurz nach dem fatalen Papst-Auftritt in Managua wollte Ratzinger zum Entscheidungsschlag ausholen: Er schickte eine umfangreiche Verurteilung der Befreiungstheologie nach Lateinamerika und zitierte zunächst die peruanischen Bischöfe nach Rom. Sie sollten ihren Landsmann Gustavo Gutiérrez, den geistigen Vater der ganzen Richtung, verdammen. Aber statt zu gehorchen, solidarisierten sich die Vorgeladenen mit Gutiérrez und bezichtigten Rom einer autoritären Zentralisierung. Ihre Gegenwehr war so heftig, dass ein Eklat drohte und Johannes Paul II. beschwichtigend eingreifen musste: Diese Runde ging an Lateinamerika, doch der Kampf war längst nicht entschieden.

Der nächste Disziplinierungsversuch des Vatikans galt dem franziskanischen Befreiungstheologen Leonardo Boff aus Brasilien. In dem bevölkerungsreichsten Staat Lateinamerikas lebten nicht nur die meisten Katholiken des Kontinents – hier war die Kirche der Armen dank der legendären Gestalt des Erzbischofs von Olinda und Recife, Hélder Pessoa Câmara („Dom Helder“) auch am längsten und tiefsten verankert.

Zehntausende von zornigen Brasilianern quittierten Boffs Zitierung nach Rom mit Protestbriefen. Zwei brasilianische Kardinele beschlossen, ihren Landsmann demonstrativ zu begleiten – ein nie dagewesener Akt, der Ratzinger beim theologischen Einzelverhör von Boff Zurückhaltung aufnötigte. Zur Empörung des

„Ein Unglück für die Welt“

Priester Ernesto Cardenal, 80, über Johannes Paul II.

SPIEGEL: Herr Cardenal, die „Theologie der Befreiung“, die in den siebziger und achtziger Jahren so viele Hoffnungen in Lateinamerika geweckt hat, erscheint den meisten heute als historisch gescheitert. Was denken Sie?

Cardenal: Johannes Paul II. sagte 1995 bei seiner zweiten Reise nach Nicaragua im Flugzeug zu Journalisten, die „Theologie der Befreiung“ stelle keine Gefahr mehr dar, weil der Kommunismus tot sei. Aber als der brasilianische Bischof Pedro Casaldáliga davon erfuhr, erwiderte er, die Theologie der

denen Lateinamerika einst übersät war?

Cardenal: Dasselbe, was mit der Linken auf der ganzen Welt passiert ist.

SPIEGEL: Bemüht sich die katholische Kirche Lateinamerikas in ihrer Mehrheit heute eher um politische Neutralität als früher, wo sie fast immer auf der Seite der Macht stand?

Cardenal: Es gibt zwei Kirchen. Im Allgemeinen steht die hierarchische Kirche auf der Seite der Reichen. Die Kirche Jesu Christi steht auf der Seite der Armen. Wenn Jesus vom Reich Gottes sprach, dann meinte er ein Sys-

tem, das politisch, sozial und ökonomisch grundverschieden von dem war, was zu seiner Zeit existierte. Genau das verstehen wir unter Revolution.

SPIEGEL: Was hat Papst Johannes Paul II. für Lateinamerika bedeutet?

Cardenal: Dieser Papst war ein großer Rückschlag und ein Unglück für Lateinamerika und die Welt.

SPIEGEL: Sind Sie mit diesem Urteil nicht in einer schizophrenen Situation als Katholik, für den der Papst die höchste irdische Glaubensautorität sein sollte?

Cardenal: Überhaupt nicht. Der Papst ist nur ein Nachfolger von Petrus. Und Petrus hat Jesus bekanntlich verleugnet, wie nach ihm viele Päpste.

Inquisitors spreizte einer der brasilianischen Kardinäle nach einem gemeinsamen Treffen mit Ratzinger gegenüber Journalisten die Finger zum Siegeszeichen. Der revanchierte sich auf seine Weise: Er verurteilte Boff nach dessen Heimkehr zu einem einjährigen Bußschweigen. Dadurch machte er den Theologen freilich erst richtig populär – Leonardo Boff wurde Bestsellerautor nicht nur in Brasilien, sondern auch in Deutschland und anderen europäischen Staaten.

Auf längere Sicht aber behielt Johannes Paul II. mit seiner Gegenreformation die Oberhand: Er restaurierte, was er unter Einheit der Kirche verstand. Für diesen Sieg, der sich noch als Pyrrhussieg erweisen könnte, gibt es mehrere Gründe.

Erstens prägte die konservative päpstliche Personalpolitik nationale und regionale Leitungsstrukturen der Kirche mit der Dauer des Pontifikats immer stärker. Zweitens trug die Abstimmung zwischen dem Vatikan und der Lateinamerika-Politik der Vereinigten Staaten erheblich zur Isolierung der Befreiungstheologie bei – die römische Weltkirche und die amerikanische Weltmacht hatten denselben Gegner. Schon 1969 hatte Präsident Richard Nixon den sogenannten Rockefeller-Bericht in Auftrag gegeben, der vor dem sozialrevolutionären Potential der Kirche der Armen warnte. Um sie zu schwächen, empfahl Nixons Sonderbotschafter Nelson A. Rockefeller die Förderung evangelikaler Bewegungen sowie Regierungsumstürze in Lateinamerika.

Während ein Jahrzehnt später Präsident Ronald Reagan mit finanziellen und militärischen Mitteln gegen linke Bewegungen in Süd- und Mittelamerika voringing, übernahm Johannes Paul II. die Domestizierung der Befreiungstheologie. Zur Vorbereitung seines Auftritts von 1983 in Nicaragua hatte er beispielsweise mit dem US-Rechtskatholiken General Vernon Walters konferiert, der von 1972 bis 1981 stellvertretender CIA-Chef und anschließend Sonderbotschafter war.

Die massive Protegierung protestantisch-fundamentalistischer Gruppen durch die USA konnte freilich nicht im Interesse Roms sein: Diese sind zwar rechtslastig und autoritätshörig, der Zulauf zu ihnen lichtet aber auch die katholischen Reihen: Während die Basisgemeinden in den vergangenen 15 Jahren nahezu überall in Lateinamerika verfielen, liefen die Katholiken in Scharen zur protestantischen Pfingstbewegung über. Schätzungen zufolge gehören ihr bereits gut 15 Prozent der 175 Millionen Brasilianer an. In Lateinamerika wächst die evangelikale Bewegung jährlich um 4,5 Millionen Mitglieder, während die katholische Kirche im gleichen Zeitraum rund 3,7 Millionen Gläubige verliert. Die meisten davon werden Pfingstler. Von ihnen gibt es in La-



SVEN GREUTZMANN

Theologe Cardenal: „Es muss ein gerechteres und humaneres System geben“

Befreiung werde genau so lange existieren, wie es Arme auf der Welt gebe.

SPIEGEL: Stimmen Sie dem zu?

Cardenal: Ja, wenngleich der Begriff „Theologie der Befreiung“ mir schlecht gewählt scheint. Man sollte besser von der „Theologie der Revolution“ sprechen. Der geht es zurzeit nicht anders als den revolutionären Bewegungen auf der ganzen Welt – es steht ziemlich schlecht um sie, weil der Kapitalismus triumphiert hat. Aber ich glaube, dass das ein vorübergehender Triumph ist. Der Kapitalismus kann die Welt nicht für immer beherrschen. Es muss ein anderes, gerechteres und humaneres System geben.

SPIEGEL: Was ist mit all den christlichen Basisgemeinden passiert, mit

tem, das politisch, sozial und ökonomisch grundverschieden von dem war, was zu seiner Zeit existierte. Genau das verstehen wir unter Revolution.

SPIEGEL: Was hat Papst Johannes Paul II. für Lateinamerika bedeutet?

Cardenal: Dieser Papst war ein großer Rückschlag und ein Unglück für Lateinamerika und die Welt.

SPIEGEL: Sind Sie mit diesem Urteil nicht in einer schizophrenen Situation als Katholik, für den der Papst die höchste irdische Glaubensautorität sein sollte?

Cardenal: Überhaupt nicht. Der Papst ist nur ein Nachfolger von Petrus. Und Petrus hat Jesus bekanntlich verleugnet, wie nach ihm viele Päpste.

INTERVIEW: RAINER TRAUB



DANNY LEHMAN / CORBIS

Katholischer Priester, Pilger in Mexiko (1996): *Gewaltsame Christianisierung Lateinamerikas als „glückliche Schuld“*

teinamerika bereits rund 50 Millionen und weltweit etwa 250 Millionen. Gerade in den Elendsvierteln der Riesenstädte fassen die Pfingstler besser Fuß, als es der Befreiungstheologie je gelungen ist.

Drittens versetzte der Zusammenbruch des europäischen Kommunismus 1989/90 allen, die an die Möglichkeit einer nicht-kapitalistischen Gesellschaft glaubten, einen schweren Schlag. Auch wenn die Befreiungstheologie keineswegs dem autoritären Sowjet-Modell anhing, geriet sie nun in den Sog der Resignation, der weltweit die Sozialutopien verschlang.

Der Sieg der katholischen Gegenreformation wurde 1992 bei der vierten lateinamerikanischen Bischofskonferenz in Santo Domingo offenbar. „Praktisch war die gesamte lateinamerikanische Befreiungstheologie von Santo Domingo ausgeschlossen.“ Das berichtet ein Teilnehmer, der Theologe Paulo Suess – bis vor kurzem Präsident der Internationalen Vereinigung für Missionswissenschaften in Brasilien – in einem aufschlussreichen Buch*. Von 307 stimmberechtigten Mitgliedern waren 161 gewählte Delegierte der Bischofskonferenzen und 146 speziell von Rom eingeladen.

Der Anlass für die Konferenz war die 500-Jahr-Feier der „Evangelisierung“ Lateinamerikas. Johannes Paul II. gab in seiner Eröffnungsansprache die diesbezügliche Sprachregelung vor: Die Christianisierung Lateinamerikas durch die spanischen Eroberer weise zwar gewaltsame Züge auf und sei insofern zu verurteilen. Weil aber die „bewundernswerte Evange-

lisierung“ zu einer „Ausweitung der Heilsgeschichte“ beigetragen habe, handle es sich letztlich um „glückliche Schuld“.

Während die brasilianischen Bischöfe in ihren „Richtlinien für Santo Domingo“ vorsahen, die Kirche müsse für die Teilnahme an der Conquista Indianer und Afroamerikaner um Vergebung bitten, enthielt das Schlussdokument der Konferenz kein Wort kirchlicher Selbstkritik.

Als im Lauf der Konferenz die Vergabe des Friedensnobelpreises 1992 an die guatemaltekeische Indianerin und Katholikin Rigoberta Menchú bekannt wurde, schlug ein brasilianischer Kardinal vor, ihr eine Grußbotschaft zu schicken. Das Präsidium lehnte ab mit der Begründung, ein solcher Schritt könne ideologisch missbraucht werden. Und als einige wenige Bischöfe erwogen, aus ihren Fünf-Sterne-Hotels auszuziehen, wurden sie zurechtgewiesen: Man könne die gastgebende Regierung, die diese Hotels zur Verfügung gestellt habe, nicht derart brüskieren.

Die vorerst letzte Lateinamerika-Versammlung der katholischen Kirche wurde 1997 als „Bischofssynode für Amerika“ in Rom einberufen – statt vor Ort. Sie durfte auch keine verbindlichen Beschlüsse fassen. Chronist Suess: „Wer von Medellín (Kolumbien) über Puebla (Mexiko) und Santo Domingo (Dominikanische Republik) zur Römischen Bischofssynode für Amerika pilgerte, war Zeuge eines Prozesses fortschreitender kirchlicher Zentralisation ... Die neue Bischofsgeneration war angewiesen worden, ihr kirchliches Subjektsein wörtlich als Unterworfenheit zu interpretieren. Die Demut gegenüber dem trans-

zendenten Gott, artikuliert mit kindlichem Gehorsam gegenüber einem strengen Papst, kann oft die Grenzen zwischen Gehorsam und Hörigkeit nicht genau ausmachen.“

Die Hierarchie hat über die Volkskirche gesiegt – das ist die lateinamerikanische Bilanz von Johannes Paul II. Der medienwirksame Jubel um die einschlägigen Fernreisen des alternden und kranken Papstes widerlegt diese Diagnose nicht: Am Alltag, an der sozialen Wirklichkeit der Gläubigen und Priester gingen die Besuche vorbei. Was Lateinamerika zu Beginn des dritten Jahrtausends fehlt, ist nicht gerade ein greiser Popstar.

Von besonderer Blindheit für die soziale Wirklichkeit und die Nöte der Menschen auf der Südhalbkugel zeugt der Starrsinn, mit der der römische Pontifex das kirchliche Verbot jeder „künstlichen“ Geburtenkontrolle aufrechterhält. Da die Kirche der Armen fast aller Fürsprecher beraubt ist, fungieren auch rhetorische Papst-Attacken gegen den zügellosen Neoliberalismus, wie sie nach dem Untergang des Kommunismus häufig zu vernehmen waren, als sozialpolitisch folgenlose Sonntagsreden.

Man muss kein christlich-utopischer Revolutionär sein wie Ernesto Cardenal (siehe Interview), um die Lateinamerika-Politik von Johannes Paul II. als Rückschlag für die ärmsten Teile des Weltkatholizismus zu sehen. Vor der Geschichte erscheint er darum als Januskopf: Derselbe Mann, der das Ende eines freiheitsfeindlichen Regimes beschleunigte und in Polen und ganz Europa als „Stimme der Stummen“ gefeiert wurde, brachte die Kirche der Armen, eine andere Stimme der Stummen, zum Schweigen.

RAINER TRAUB

* Paulo Suess: „Weltweit artikuliert, kontextuell verwurzelt. Theologie und Kirche Lateinamerikas vor den Herausforderungen des ‚dritten Subjekts‘“. Iko-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, Frankfurt am Main; 276 Seiten; 22,80 Euro.